

dtv

„Die Dämonen“ sind mit ihrer Figuren- und Schicksalsfülle einer der bedeutendsten Großstadtromane dieses Jahrhunderts. Gestalten des Wiener Großbürgertums und des Adels, Arbeiter und Intellektuelle, aber auch Typen der Halb- und Unterwelt sind zu einem schillernen gesellschaftlichen Gewebe verflochten. Hinter dem eleganten Charme der Fünfuhrtees und Tennisturniere werden Unsicherheit, politische Fragwürdigkeiten und sexuelle Ausschweifung sichtbar. Die Handlung ist auf die Zeit zwischen dem Herbst 1926 und dem Sommer 1927 zusammengedrängt und läuft von Anfang an auf den Brand des Wiener Justizpalastes am 15. Juli 1927 zu, den Doderer als „Cannae der österreichischen Freiheit“ begreift: Im Verlauf der Auseinandersetzungen zwischen „Frontkämpfern“ und Republikanischem Schutzbund waren in Schattendorf mehrere Arbeiter umgebracht worden. Nach dem Freispruch der Mörder durch die Wiener Justiz brachen Arbeiterunruhen aus, die von der Polizei blutig niedergeschlagen wurden. Obwohl die Schicksale der Figuren meist nur indirekt mit diesem historischen Ereignis verknüpft sind, gehört es zu Doderers kunstvoller Komposition, daß sich zahlreiche ihrer Lebensprobleme an diesem Tag klären. Doderer selbst hat „Die Dämonen“, an denen er zunächst von 1931 bis 1940 und dann wieder von 1951 bis 1956 gearbeitet hat, als sein Hauptwerk betrachtet und „Die Strudlhofstiege“ (1951) eigens als „Rampe“ dazu konzipiert.

Heimito von Doderer, am 5. September 1896 als Sohn eines Architekten in Weidlingau bei Wien geboren, lebte fast ausschließlich in Wien. 1916 geriet Doderer in russische Gefangenschaft und kehrte erst 1920 zurück. Er studierte Geschichtswissenschaft. Seit der Veröffentlichung seiner Hauptwerke „Die Strudlhofstiege“ (1951) und „Die Dämonen“ (1956) gilt Doderer als einer der bedeutendsten österreichischen Schriftsteller. Er starb am 23. Dezember 1966 in Wien.

Heimito von Doderer

Die Dämonen

Nach der Chronik
des Sektionsrates Geyrenhoff

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Heimito von Doderer
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Die Strudlhofstiege (1254)
Ein Mord den jeder begeht (10083)
Die Merowinger (11308)
Die Wasserfälle von Slunj (11411)
Tangenten (12014)

Henner Löffler: Doderer-ABC (12932)

*Malignitati falsa species
libertatis inest.
Tacitus, Hist. I, 1*

Ungekürzte Ausgabe
Oktober 1985
6. Auflage Mai 2005
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
© 1995 C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck),
München
Die erste Auflage dieses Werkes ist im Jahre 1956 im Biederstein Verlag,
München, erschienen.
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: Brand des Wiener Justizpalastes
(© Ullstein Bilderdienst, Berlin)
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 3-423-10476-7

OUVERTÛRE

Seit Jahr und Tag wohne ich nun in Schlaggenbergs einmaligem Zimmer.

Es ist eine Mansarde, jedoch darf man dabei an kein ärmliches Quartier denken. Er pflegte in der letzten Zeit, die er noch in Wien und in unserer Gartenvorstadt hier verlebte, seltsamerweise stets in Malerateliers zu hausen, und bewies in der Aufindung von reizenden Wohnungen dieser Art großes Geschick – erstmalig, als er, knapp bevor sein Lehrer Kyrill Scolander aus Südfrankreich wieder hierher kam, für jenen ein geeignetes Zimmer suchen mußte: das Ergebnis war das erste und vielleicht schönste von ‚Schlaggenbergs Ateliers‘ (wie wir’s später nannten) – welche im übrigen seine einzige Beziehung zur Malerei darstellten, denn von dieser selbst hat er, wie mir schien, nie viel verstanden, oder sich darum ebensowenig bekümmert als etwa um das Theater. Bei Scolander indessen, dem damals zu Wien eine Professur angeboten worden war, gewann der Raum für die Berufsarbeit Bedeutung, wengleich ihm ja auch der Staat nunmehr eine geeignete Werkstatt zur Verfügung stellen mußte. Las man übrigens Schlaggenbergs schon vordem in den Buchhandel gekommene Biographie seines Lehrers, so mußte man den falschen Eindruck gewinnen, daß jener sozusagen nur nebenher male: denn verglichen mit den Schriften Scolanders, welche mit einiger Ausführlichkeit dort betrachtet werden, erscheinen die malerischen Arbeiten fast nachlässig behandelt.

Es ist also das letzte von ‚Schlaggenbergs Ateliers‘, womit ich ihn gewissermaßen beerbt habe, das zuletzt von ihm bewohnte; der Raum ist kleiner als jener, den Scolander einst innehatte, jedoch scheint mir dafür diesem kleineren Raume mehr Behagen zu eignen.

Man sieht weit aus durch die schrägen Fenster. Das doppelt verglaste Oberlicht läßt einen Katarakt von Helligkeit herabstürzen. Man sitzt hoch wie auf dem Gefechtsstande eines Artil-

leriebeobachters oder in einem Leuchtturme. Man sitzt hoch über der Stadt und gerade gegenüber den Bergen der Landschaft, welche den Gesichtskreis wellig begrenzen. Nach rechts unten hin ist alles unbestimmt; hinter geschachtelten, oft in der Sonne einzelweis vorleuchtenden Häuserblocks liegt eine bunte und dunstige Tiefe: dort flieht die Ebene, nach Ungarn zu. Linker Hand endet das Gebirg', setzt steil ab, blickt gehöh't ins Land.

Unter mir liegt unsere Gartenvorstadt: flach oder gieblig gedächert, hier ins Grüne verstreut und zerflattert, dort wieder geschart um die Wucht einer romanischen Kirche, die mit ihren breiten Türmen zwei Torpfeiler vor die wolkengebauchte Himmelsweite stellt.

Hier also, in diesen unter meinem Aug' gebreiteten neuen und daneben wieder hundertjährigen Gassen hat sich ein wesentlicher Teil jener Begebenheiten vollzogen, deren Zeuge ich vielfach war, deren Chronist ich geworden bin, und das letztere oft fast gleichzeitig mit den Ereignissen. Denn sehr bald hatte ich den Entschluß gefaßt, meine gelegentlichen Aufzeichnungen mit größerer Genauigkeit zu machen und meine Notizen zu verarbeiten. An diesem Punkte hielt ich bereits im Frühling des Jahres 1927 (da ich's denn nicht liebe, daß Dinge und Menschen eines Berichts gleichsam in der Luft hängen, setze ich die Jahreszahl hierher).

Nicht lange danach widerfuhr mir übrigens in der Stadt dort drinnen eine in ihrer Art seltsame Begegnung, deren ich noch Erwähnung tun werde: diese beiden Punkte – der Beginn meiner Arbeit hier und das zufällige Zusammentreffen mit dem Kammerrat Levielle auf dem ‚Graben‘ – liegen so nahe beieinander, daß mir mit dem einen rückblickend auch das andere gleich in den Sinn kommt.

Ich begann also meine Aufzeichnungen mit Eifer zu betreiben. An Zeit gebrach es mir nicht. Ich war nicht lange vor dem früher angezogenen Jahre aus dem Staatsdienst geschieden, als Sektionsrat, und die hier naheliegende Frage, warum ich bei noch immerhin jüngeren Jahren die Laufbahn verließ, mich mit einer verhältnismäßig niederen Staffel begnügend, wo mir doch, aller Wahrscheinlichkeit nach, eine höhere noch wäre zugänglich gewesen – diese Frage beantworte ich geradeaus damit, daß in der nach dem Kriege entstandenen Republik mir das Leben und die Arbeit eines Staatsbeamten manches von ihrem Sinn ver-

loren zu haben schienen, während im alten Reiche, in gewissen Arbeitsgebieten zumindest, der österreichische Verwaltungsbeamte vielfach etwas wie eine wirkliche Mission trug. Hinzu kam, daß während des Jahres 1926 meine Vermögensverhältnisse sich von Grund auf verändert hatten. Diese Änderung hing mit der Freigabe der im Kriege beschlagnahmten oder, wie man auch sagte, ‚sequestrierten‘ Wertpapiere und Bankguthaben österreichischer Staatsbürger in England zusammen. Ich hatte drüben Anteilscheine an pennsylvanischen Stahlwerken liegen gehabt. Der Sequester verwandelte diese Papiere 1914 in englische Kriegsanleihe. Früher hatte der so in vorläufigen Verlust gekommene Teil meines väterlichen Erbes innerhalb desselben eine überragende Stellung nicht eben eingenommen. Nun aber, freigeworden, und nach einem langwierigen Verfahren und großen, durch die Art der Manipulation eingetretenen Kursverlusten wieder für mich verfügbar, erwies dieses einzig wertbeständige Bruchstück meines einstmaligen Vermögens sich doch als gar sehr ins Gewicht fallend. Denn alles übrige war mit den alten Währungen zerronnen.

So mochte ich denn nicht mehr in einem Amte bleiben, das an Arbeit und Wirkungsmöglichkeit wenig mehr bot, sondern eben nur die platte Versorgung, die mir in einer nachgerade drückenden Weise auf Kosten meiner werkenden Mitbürger zu erfolgen schien. Der gar nicht absehbaren Vorteile einer Menschenklasse, welche, bei zwar vielfach kleinen, jedoch im ganzen gleichbleibenden und gesicherten ‚Bezügen‘ die schlimmsten Jahre und deren Not besser überdauerte als selbst der Tüchtigste – dieser Vorteile wollte ich mich eines Teiles begeben. Denn das mir verbleibende Ruhegehalt war bescheiden.

An Zeit gebrach es mir demnach nicht mehr, und ich war auch frei von allem, was man so gemeinhin Sorgen nennt; zudem Junggeselle. In Ermangelung von Sorgen schuf ich mir indessen welche, wie dies eben alle Menschen tun. Nur waren diese neuen Sorgen leichter, ja fast möchte ich sagen, tändelnder Art, zumindest für den Anfang.

Ich begann also nicht weniger und nicht mehr als für eine ganze Gruppe von Menschen (und das sind vornehmlich jene, die ich späterhin kurz ‚die Unsrigen‘ nennen werde) ein Tagebuch zu führen. Jedoch nicht nur das Tagebuch einer Gemeinschaft – also ein Ding etwa wie ein Schiffstagebuch oder wie die

Aufzeichnungen einer Expedition unter wilde Völker – sondern ich tat's gewissermaßen für jeden von diesen einzelnen und behielt ihn unter den Augen. Darum entstanden meine Berichte hier vielfach gleichzeitig mit den Ereignissen, und schon damals pflegte mich Schlaggenberg zu ärgern, der, nachdem er mir bald hinter meine Schreibereien gekommen war, zu dem Wort ‚Berichte‘ stets das Adjektiv ‚romanhaft‘ setzte: ‚Ihre romanhaften Berichte, Herr G-ff.‘ Nicht lange danach gewann ich ihn schon zur Mitarbeit. Ganz ebenso auch den René von Stangler, welchen wir den ‚Fähnrich‘ nannten (er war's im Krieg bei den Dragonern gewesen). Diese zwei beflissen sich ja damals des Schreibens berufsmäßig. Ich übertrug ihnen ganze Abschnitte und bezahlte sie anfänglich auch dafür (Schlaggenberg tat's später aus Liebe zur Sache umsonst). Damit nicht genug, breitete ich meine Pläne und Arbeiten zum Beispiel vor einer Frau Selma Steuermann aus, der die Sache Spaß bereitete und die mich nun gleichfalls unterstützte, mit der genauen Schilderung von Vorgängen, deren Zeuge ich nie hätte sein können, und welche ich so trotzdem in meine Aufzeichnungen hereinbekam. Die gute Selma hat für mich geradezu spioniert und vornehmlich eben in ihren, mir ja gar nicht ohne weiteres und auf vertrauliche Art zugänglichen Kreisen. Einige gab es auch, die mitarbeiteten, ohne es zu wissen, indem sie nämlich von mir ausgehört wurden, zum Beispiel das Fräulein Grete Siebenschein; aber derlei versteht sich ja fast von selbst, und das tun bekanntlich die Berufsschreiber auch.

Ich hatte noch andere Mitarbeiter – Frau Friederike Ruthmayr und Herr von Eulendorf bleiben unvergessen! – aber es sei genug an den schon genannten. Schlaggenberg hatte ja gar einmal die Unverschämtheit, mich zu fragen, ob ich nicht den Kammererat Levielle gleichfalls engagieren wollte?! Trotz all dieser reichen Kenntnisse – Schlaggenberg sagte ‚Tratschereien‘ – und der weitgehenden Zuträgerei, die sich bald aus meinem ganzen Betrieb entwickelte, blieb ich natürlicherweise bei währendem Geschehen in vielen, ja in den entscheidenden Punkten teilweise oder auch völlig unwissend, und wenn ich nun jetzt, hier und hintennach, in Schlaggenbergs ‚letztem Atelier‘ die Zusammenfassung und Überarbeitung des Ganzen vornehme, so würde es mir schwindelhaft erscheinen, wollte ich etwa davor zurückschrecken, mich zumindest in denjenigen Abschnitten, wo ich

als Augenzeuge selbst erzähle und somit auch vorkomme, wollte ich also davor zurückschrecken, mich dort etwa als weniger dumm und unwissend darzustellen, als ich's eben war, wie wir's ja alle dem Leben gegenüber sind, das sich gerade vor uns abspielt und dessen Verlängerung und Fluchtlinie wir unmöglich noch erkennen können. Zwar in die Vorgänge nirgends eigentlich selbst verstrickt (das hätte mir gerade noch gefehlt!) stand ich doch vor der Notwendigkeit, mich da oder dort in einer Ecke gleichsam mit abzubilden, wie es manche von den alten Meistern der Malerei getan haben, da eben hier zum Ganzen auch der Chronist gehört: nur darf sein Gesichtsausdruck nicht gescheiter gemalt werden, als er im gegebenen Zeitpunkte wirklich war.

Heute freilich, ‚in Kenntnis des Ganzen‘ – bin ich auch einer von den nach rückwärts gekehrten Propheten!

Und dennoch, in der Tat gälte es nur, den Faden an einer beliebigen Stelle aus dem Geweb' des Lebens zu ziehen, und er liefe durchs Ganze, und in der nun breiteren offenen Bahn würden auch die anderen, sich ablösend, einzelweis sichtbar. Denn im kleinsten Ausschnitte jeder Lebensgeschichte ist deren Ganzes enthalten, ja man möchte sagen dürfen: in jedem einzelnen Augenblicke steckt es, sei's nun, daß Wollust, Verzweiflung, Langeweile oder Triumph den, gleichwie bei einem Bagger, herankommenden und vorübergleitenden Eimer der tickenden Sekunde füllen.

Solches trat mir neulich wiederum nahe, in der Stadt dort drinnen, nachdem ich den stillen weiten Raum hier verlassen hatte, vorher noch einmal durch meine schrägen Mansardenfenster einen geradezu erstaunten Blick in den weißglühenden Widerglanz des Abends werfend, der sich doch bei klarem Wetter alltäglich dort drüben in den verglasten Veranden des Hotels am Kahlengebirge fängt und lange darin liegt: es sieht aus wie ein Brand, besonders später, bei schon rötlichem Scheine. Eine Dreiviertelstunde danach ging ich über den belebten ‚Graben‘, und als um die bekannte Ecke gegenüber dem sogenannten ‚Stock im Eisen‘ der Turm von St. Stephan gleichsam mit einem einzigen Riesenschritte hervortrat, machte meine Erinnerung einen Sprung um achtundzwanzig Jahre zurück und eben in jene Zeit, da ich diese Aufzeichnungen recht eigentlich begonnen hatte.

Gerade an dieser Stelle hier war mir der Kammerrat Levielle begegnet, 1927 im Vorfrühling.

Als wär's gestern gewesen: der Abend spiegelte noch grünlich hinter dem Turme, und in das ermattete Tageslicht traten die ersten leuchtenden Kugeln, vor den Läden und über der Straße schwebend. Ein weit und langsam ausgeschwenkter Hut, der weiße Kopf darunter, das weiße Schnurrbartbürstchen – ich verhielt, nicht etwa weil ich ihn schon erkannte, sondern da mich die Tatsache seines Grüßens plötzlich aus meinen Gedanken riß – und so verloren wir beide den Schwung des Gehens, mit welchem wir ja ansonst unter zeremoniösem Salut aneinander vorbeizukommen pflegten, und standen nunmehr beisammen. Indessen war ich's bald zufrieden, ersah mir eine Unterhaltung dabei und begleitete den Alten sogar über den Graben zurück, an der schönen Pestsäule vorbei und weiter.

„Als Pensionist geht man bekanntlich gern und viel spazieren“, sagte ich nach den ersten gegenseitigen Erkundigungen ums werthe Befinden. Er wußte es aber schon, daß ich nicht mehr im Amte saß. Und die Art, wie er jetzt über meinen vorzeitigen Abschied sich äußerte, und zwar von zwei ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus, wie man gleich sehen wird, diese Art brachte mich auf den Gedanken, daß es eigentlich mit den Verstellungskünsten des Herrn Levielle, die man ihm ja gelegentlich nachsagte, unmöglich so sehr weit her sein könne; oder es war ihm nur mir gegenüber nicht der Mühe wert, sie anzuwenden. „Aber Herr G-ff“, sagte er, „Sie standen doch nicht mehr gar weit vom Ministerialrat?!“ Der Ton war jedoch nicht der eines Bedauerns für mich und in meinem Interesse etwa, vielmehr schien mir Levielle geradezu ärgerlich, und als hätte ich mit meinem Abschiede von der Beamtenlaufbahn ihm eine Ungelegenheit bereitet oder ihn eines noch möglichen Vorteiles beraubt.

„Neulich erst hatte ich wieder in Ihrem Ministerium beruflich vorzusprechen, wegen einer Einfuhrbewilligung, und habe an höherer Stelle das lebhafteste Bedauern über Ihren Schritt gefunden, man stand nicht an, Sie für einen der aussichtsreichsten unter den Beamten Ihrer Rangsklasse zu halten.“ Es fehlte nur noch, daß er gesagt hätte: „Das sind mir Sachen! Ja, wo käme man denn hin, wenn alle im Staatsdienste stehenden Bekannten sich pensionieren ließen? Bis zum Ministerialrat hätten Sie schon noch aushalten können, mein Lieber!“ Er sprach nämlich das, was er wirklich laut sagte, so sehr ohne jeden Bezug zum Hörer vor sich hin, daß es beinahe wie ein ärgerliches Selbstgespräch

herauskam. Bald danach meldete sich auch ein Ton von bereits eintretender leichter Geringschätzung, aber das dauerte nicht lange, denn jetzt kam der zweite Gesichtspunkt an die Reihe. „Du reste – c'est étonnant“, sagte Levielle (denn er war ja Pariser, zumindest ein halber!), „mais passons. Das Vermögen, in dessen Wiederbesitz Sie vor etwa einem Jahr gelangt sind, ist immerhin ein für heutige Verhältnisse sehr bedeutendes“ (er sprach die genaue Ziffer aus), „und es hätte um einiges mehr sein können, nämlich gerade um jenen Betrag, den Sie durch die Art der Behandlung dieser Fälle von seiten der zuständigen Abteilung in der österreichischen Handelskammer verloren haben, oder, anders ausgedrückt, den außerordentlich hohen Kursverlust. Sie verloren im ganzen pro Pfund . . . und somit . . .“ (auch hier folgte wieder die Bezifferung).

„Sie sind erstaunlich gut unterrichtet, Herr Kammerrat“, sagte ich, jedoch ohne jede Gereiztheit.

„Nachdem ich innerhalb der Handelskammer selbst eine ehrenamtliche Funktion versehe – wobei ich nicht unterlassen möchte, zu sagen, daß der von mir im allgemeinen geführte Titel sich keineswegs von diesem Ämtchen her, sondern von Paris her schreibt, wo ich eine etwas bedeutendere Stellung solcher Art bekleide – nachdem ich also in der Handelskammer sozusagen daheim bin, wie eben da oder dort, wohin man gerade berufen oder gewählt wird, so darf meine Kenntnis Ihres Falles Sie nicht wundernehmen. Dasjenige aber, was mich meinerseits dabei verwundert, ist, wie ein solcher Verlust von Ihnen hingenommen werden konnte, ohne jeden rechtzeitigen Versuch einer Abwehr.“

„Ich wußte nicht, daß eine Abwehr im Bereiche des Möglichen war“, sagte ich.

„Sie ist es fast immer in solchen Fällen.“

„Was hätte ich also tun sollen?“

„Sie hätten sich an mich wenden müssen“, sagte er, „nämlich rechtzeitig. Ich hatte eine ganz ähnliche Sache zu ordnen, nur handelte es sich dabei um ungleich höhere Summen. Der Verlust, den ich naturgemäß auch erlitt, ist aber verhältnismäßig mit dem von Ihnen getragenen gar nicht zu vergleichen. Nun, immerhin, ein beträchtliches Vermögen ist jetzt in Ihrer Hand, und bei Ihnen steht es, damit etwas anzufangen, um so eher, als Sie jetzt des unfruchtbaren Zeitversitzens im Amte ledig geworden sind. Haben Sie schon Pläne gefaßt?“

Er begann mir unangenehm zu werden und ich brachte die Worte: „Es tut mir sehr leid, um Ihre Hilfe nicht rechtzeitig nachgesucht zu haben, Herr Kammerrat“ mit einiger Mühe heraus. Auf seine letzte Frage antwortete ich nicht. Ich wußte im übrigen genau, was es für ‚ungleich höhere Summen‘ waren, von denen er vorher gesprochen hatte.

Indem wandte ich plötzlich und mit einer beinahe erschrockenen Gebärde den Kopf nach einer jungen Frau, die eben an uns vorbeigekommen war.

„Nun? Eine Bekannte?“ fragte Levielle.

„Nein“, sagte ich. „Es schien mir nur einen Augenblick lang so . . ., 's ist auch merkwürdig.“

„Was ist denn merkwürdig, Herr Sektionsrat?“

„Verzeihen Sie“, sagte ich (unbefangen, wie ich's damals noch war), „Sie sprachen doch eben vor ein paar Augenblicken von einem großen in England seinerzeit beschlagnahmten Vermögen, das nun vor Jahr und Tag frei geworden ist, wobei es Ihnen dann gelang, diese Angelegenheit günstig zu ordnen . . .“

„Ja, und?!“

„Nun, welches Vermögen das war, ist ja leicht zu erraten, da Sie schon 1914 Testamentsvollstrecker des gefallenen Rittmeisters Ruthmayr wurden, der ja einen gewaltigen Effektenbesitz drüben hatte. Er hat mir das sogar selbst kurz vor dem Ausbruch des Krieges einmal gesagt. Wir sprachen also mittelbar von Ruthmayr.“

„Gut, wir sprachen mittelbar von Ruthmayr – obwohl ich andere Angelegenheiten dieser Art auch noch führte und führe. Aber – was hat das mit jener Dame zu tun, die eben vorbeikam und in welcher Sie eine Bekannte zu erkennen glaubten?“

„Ich glaubte nämlich, es sei – Charlotte von Schlaggenberg, die Schwester meines alten Bekannten Kajetan von Schlaggenberg . . .“

„Wie? Was?!“

Er schrie mich geradezu an. Sein Gesicht kam mir durch einen Augenblick nahe, es war gerötet, und seit diesem Augenblicke weiß ich, daß Levielle niederer Abkunft gewesen sein muß und in Wirklichkeit sehr gewöhnlich aussah, sobald nämlich der sorgsam zurechtgelegte Faltenwurf dieses Antlitzes ‚à la englischer Lord‘ über dem weißen Schnurrbartbürstchen in Unordnung geriet.

„Ja, was hat denn diese kleine Schlaggenberg, diese ‚Quappe‘ oder ‚Quapp‘, oder wie sie schon genannt wird, damit zu tun?“ setzte er beinahe unwirsch hinzu.

„Sehen Sie, Herr Kammerrat“, sagte ich, „es gibt bekanntlich seltsame Ähnlichkeiten zwischen im Leben ganz weit auseinanderstehenden Menschen, ja diese Menschen brauchen nicht einmal gleichzeitig zu leben – und doch wird einem zumute, als seien ihre Gesichter, ich möchte sagen, nach derselben Model geformt oder vom Schöpfer aus der gleichen Schachtel genommen, wenn dieses Bild erlaubt ist; oder als würde mit solchen Antlitzen ganz die gleiche Grundidee zum Ausdruck gebracht, sozusagen eine physiognomische Grundidee. Hierher gehören für mich unter anderem der selige Rittmeister Ruthmayr und das Fräulein von Schlaggenberg, die einander niemals gekannt haben. Ich kam erst vor einigen Wochen zufällig auf diesen Sachverhalt, an einem Sonntagmorgen, und noch beinahe im Halbschlafe. Zwischen Schlaf und Wachsein fallen dem Menschen oft die merkwürdigsten Dinge ein, und mitunter ist wohl auch Wesentliches dabei. Seither nun ist mir diese seltsame Ähnlichkeit klar geworden. Übrigens sieht das Fräulein von Schlaggenberg nicht immer so aus, einmal mehr, einmal weniger und mitunter auch ganz anders.“

„Ich habe von dieser Ähnlichkeit wahrhaft nie etwas bemerkt“, sagte er und ging jetzt aufgeblasen neben mir her wie ein gereizter Truthahn. Ich mußte ihn offenbar geärgert haben, und zwar bedeutend, nur konnte ich nicht begreifen wodurch.

„Übrigens wird sie uns bald begegnen, die gute Quapp“, sagte ich, „denn ich habe es oft beobachtet: man sieht eine Person auf der Straße, die einem Bekannten ähnelt, dann kommt nach einer Weile jemand, den man, zumindest auf ein paar Schritte Entfernung noch, wirklich für den Betreffenden halten könnte – und richtig, zwei Gassen weiter stolziert dieser dann selbst ganz vergnügt auf uns zu, so daß man am liebsten sagen würde: na also! da sind Sie ja endlich; ich erwarte Sie bereits die ganze Zeit hindurch . . . da ist sie!“

Levielle erschrak, ich bemerkte es deutlich. „Nein, sie ist's doch nicht“, sagte ich. Er war ersichtlich nervös und geärgert, sagte aber lachend:

„Na – Sie haben auch seltsame Grillen, jetzt als ‚Pensionist‘! Übrigens, seit wann ist denn diese kleine Person wieder in Wien?“

„Sie kam nicht lange nach Neujahr.“

„Und haust wieder mit dem Bruder auf einem gemeinsamen Zimmer?“

„Nein“, sagte ich, etwas befremdet.

„Nun, das gab's nämlich auch schon. Mais laissons cela.“

Wir waren indessen bei fortwährendem Weiterschreiten in das Viertel gekommen, wo die Bankpaläste liegen. Ich hatte ihn ein gutes Stück Weges begleitet. Die Dunkelheit war hereingebrochen, und die Straßen lagen schon in ihren schreienden Lichtern. Das Pflaster glänzte feucht. Beim Seiteneingang eines großen Gebäudes blieb Levielle stehen.

„So spät noch in Geschäften?“ sagte ich.

Ein weit und langsam ausgeschwenkter Hut, der weiße Kopf darunter, das weiße Schnurrbartbürstchen – ich sah noch durch die Scheibe, wie ein betretter Torwart aus seinem matt erleuchteten Raume vortrat und die Flügel einer Glastür vor einem Stiegenhause öffnete, wo alle großen Lichter schon ausgeschaltet waren: denn der öffentliche Arbeitstag dieser Bank und ihre allgemeinen Besuchsstunden hatten längst geendet.

Ja, in der Tat gälte es nur den Faden an einer beliebigen Stelle aus dem Geweb' des Lebens zu ziehen, und er liefe durchs Ganze: wie Wolken tritt das Vergangene gleichsam links und rechts der Stirne vor, und der Erinnerung scharfer und süßer Zahn setzt sich in die Herzgrube. Aus jenem Vergangenen aber schwankt wie aus Nebeln zusammen, was aus Wahrheit zusammen gehört, wir wußten's oft kaum, aber jetzt reicht das verwandte Gebild dem verwandten die Hand, und sie schlagen eine Brücke durch die Zeit, mögen sie auch sonst im Leben ganz weit auseinandergestanden haben, in verschiedenen Jahren, an verschiedenen Orten, zwischen denen eine recht eigentlich gangbare Verbindung der Umstände fehlt. Und so weiß ich freilich, daß jenes dunkelblonde Mädchen, welches im tief verschneiten Wald unterhalb des Kahlenbergs, rasch auf den Skiern dahinhuschend, schräg unsere Spur geschnitten hatte, daß dieses Mädchen die gleiche war, welche später im Haus ‚Zum blauen Einhorn‘ durch mehrere seltsame Tage gewohnt hat: denn dieser ihr Aufenthalt wurde mir von ihr selbst sehr genau geschildert; und hier taucht auch, rasch wieder an ihren naturgegebenen Ort zurücksinkend,

jene verlumpte Didi auf, die als Ausschengerin in Freuds Branntweinschank (in diesem Falle räumlich gar nicht weit vom Haus ‚Zum blauen Einhorn‘) so sehr über die Herren vom ‚Allianz‘-Zeitungskonzern gelacht hat, welche dorthin gekommen waren, um die ‚Verbrecherwelt zu studieren‘ (für eine ‚Reportage‘, wie das genannt zu werden pflegt).

Nun aber, was jene dunkelblonde Renata angeht: es gibt Träume, die sozusagen auch im Leben gelten, also eigentlich keine Träume mehr sind, sondern schon eher Kenntnisse; Kenntnisse, die ganz schüchtern und doch seltsam durchdringend mit einer blassen und gleichwohl starken Anwesenheit hinter die geordneten und mit dem Lichte der Gewißheit ausgestaffierten sogenannten Tatsachen treten; steigend und sinkend wie der farbige Fleck im Innern des geschlossenen Augenlides; ein unordentliches Gewirr – aber wir begreifen immer, was gemeint ist, selbst wenn wir’s nicht wollen. Wenn wir in einem hübschen Laden für süße Sachen stehen und wir sehen plötzlich ein Kinder Gesicht, das draußen an der Scheibe sich ein wenig das Näschen platt drückt: nicht näher tretend und nicht deutlicher ist der Anruf solches unseres geheimsten Wissens, von dem und von jenem.

Es verlangt auch keine Nachprüfung. Man fragt und erkundet hier nicht. Ich habe Renata, die ich doch, viel später, ein wenig näher kennenlernte, niemals gefragt, ob sie etwa jene Person gewesen sei, die man im Frühjahr 1927 am Beginn eines gemeinsamen Ausfluges der ‚Unsrigen‘ neben Schlaggenberg auf dem Hügelkamm gesehen hatte, so daß wir alle, die wir hinaufstiegen, glaubten, sie gehöre zu ihm und er hätte sie mitgebracht (Kajetan erwartete uns dort oben). Aber das war nur ein Zufall und eine Täuschung, sie war im Begriffe, an ihm vorbeizugehen, stand auch nicht eigentlich neben Schlaggenberg, sondern gute zwei Schritte hinter ihm – nur von ferne hatte das so ausgesehen – und jetzt ging sie schon weiter, den Weg herab, den unsere Gesellschaft hinaufstieg, und mitten durch uns hindurch, wobei sie uns sozusagen in zwei Gruppen schied. . . .

Erst eine spätere Zeit hat’s bewiesen, wie zutreffend für damals diese Scheidung auf dem Spaziergange von Renata (denn für mich war sie’s und bleibt sie’s) vollzogen worden ist, und daß hier für vergehende Augenblicke getrennt ward, was aus Wahrheit nicht zusammengehörte, in dieser wenig glücklich und doch nach dem Willen des Lebens gemischten Gesellschaft.

Aber da und dort glaub' ich es auch noch zu sehen, das Mädchen, in manchem verschwimmenden Gebild' glaub' ich Renata wiederzuerkennen, das sich an jener Wand aus Glas niederschlägt, die uns vom Vergangenen trennt und die Täuschung möglich werden läßt, es sei schier gegenwärtig; nur drücken sich die Konturen mit der Zeit ein wenig platt daran, wie das Näschen in dem Kindergesicht, von dem ich früher sprach.

Hier aber halten wir an dem Punkte, der den Chronisten Lügen straft, wenn dieser sagte, er sei in die Vorgänge nirgends eigentlich selbst verstrickt gewesen: in einem war er's gleichwohl, wenn auch in aller Verborgenheit; doch der Erinnerung scharfer und süßer Zahn trifft jetzt die wunde Stelle.

Sie wurde sichtbar an jenem Abende, da Schlaggenberg bei dem großen Empfang im Palais Ruthmayr neben mir aus der übermäßig erleuchteten Halle zu den oberen Räumen hinaufstieg über die breite Treppe, an deren Ausmündung Frau Friederike ihre Gäste empfing (links hinter ihr stand der Kammererrat). Kajetan sagte später, er habe, als er der Frau Ruthmayr ansichtig wurde, sofort den Wunsch empfunden, sich auf den Teppich vor ihren Füßen hinzusetzen und – so drückte er sich aus – sein ganzes bisheriges Leben in ihren Schoß zu legen und es ihr gewissermaßen vertrauensvoll zu übergeben. Er blieb damals etwas länger, als hierzulande gerade üblich ist, beim Kusse über ihre Hand gebeugt, so daß ich, der ich nach ihm an die Reihe kam, die Empfindung hatte, eine ganze Weile gewartet zu haben. Ich sah während des Wartens nicht zu Levielle hinüber. Jener gewisse Faden, von dem ich immer sage, man müsse ihn aus dem Geweb' des Lebens ziehen und dann liefe er schon von alleine durchs Ganze – ach, der stand damals sehr sichtbarlich daraus hervor, und die Geschichte glich bereits eher einer fallenden Masche in einem Strumpf.

Indessen ertappe ich mich dabei, warum ich hier gerade an einen Strumpf denke.

Ich habe nämlich während Schlaggenbergs etwas ausgedehntem Handkusse auf Frau Ruthmayrs Füße hinabgesehen, lieber als zu dem Kammerrat hinüber, auf zwei kleine feste, unendlich liebenswürdige Füße mit sehr schlank eingezogenen Fesseln unter dem Ansatz eines kräftigen Beines, das schon eher zu Frie-

derikes imponanter Erscheinung passen wollte als diese unschuldsvollen und wie aus einer Mädchenzeit übriggebliebenen Pedale.

Und letzten Endes steht das wirkliche Leben auf sehr zarten Füßen, und seine letzten Stütz- und Haltepunkte – räumt man nur allen angeschwemmten und angeschwätzten Schutt hinweg – seine Saugwurzeln, die es tief in den Boden einer uns im einzelnen unbegreiflichen Wirklichkeit senkt, hätten, wollten wir sie ehrlich benennen – soweit wir das überhaupt könnten – recht seltsame, ja beinahe einfältige, in gar keiner Weise aber hochtrabende oder feierliche Namen: der Nachklang einer Farbe im dunklen inneren Augenlid, der Geruch des einstmals frischlakkierten Spieltischchens in unserer einstmaligen Kinderstube, die fallende Masche an einem Strumpf, der sich um eine sehr schlank eingezogene Fessel spannt.

Hier aber lehnt sich an jene unsichtbare Mauer, an jene gläserne Wand, die uns vom Vergangenen trennt und hinter der die Bilder erscheinen, vielfach einander überschneidend und eines durch das andere durchschlagend und durchtretend – hier lehnt sich hinter der etwas zu grell erleuchteten Halle des Palais Ruthmayr ein anderes Bild an die jetzt wellig erzitternde Fläche, und es ist, als erzitterte zugleich der weit gespannte Bogen der Jahre und als sollte das Heute noch ins Einst stürzen: ein rotes Licht erscheint zunächst hinter den vielen sich hin und her bewegendem Gästen in Frau Friederikes schönem Hause, ein rot und einsam und trüb weit draußen erglühendes Licht, jedoch durch die hellen Räume und die vielfältige Gesellschaft allmählich deutlicher hindurchtretend. Die gläserne Mauer beschlägt sich jetzt kalt und räuchig, und nun erkenne ich die riesige Halle des Fernbahnhofes und weiß, daß dieses Licht zu einem Signalmast gehört und draußen von der beginnenden gedehnten Strecke her durch den hohen grauen Bogen hereinscheint, in die Ferne hinausweisend, in den Nachthimmel, vor welchem es tief sitzt. Daneben erscheinen bald andere, ferner und schwächer, aber auch nahe, weiß und blau, in stillen Figuren, in leuchtender Ausgespanntheit. Aber die Halle ist voll Lärm, voll Bergen von trägen Koffern, welche die Eile der Menschen ungern teilen, jedennoch eifrig vorwärts geschoben werden auf den Wägelchen, mit ‚Achtung!‘, so daß man beiseite hüpfte, denn die Koffer müssen ja mit: es wird Zeit, die große Uhr rückt ihre Zeiger. Und wie-

der ist es nur ein kleiner und unerheblicher Stützpunkt, dessen die Wirklichkeit hier bedarf, um mich mit diesem Winterabende auf dem Bahnhof lebhaft zu verbinden, es ist ein klein wenig blondes Haar an der Schläfe der Frau Camy von Schlaggenberg, Kajetans Gattin, und die Art, wie das kleine Reisehütchen in ihre Stirn drückte, worunter sie etwas spitznäsiger und augenscheinlich doch nicht ganz im seelischen Gleichgewichte hervorsah.

Sie stand klein und schlank auf dem Trittbrett des Wagens und reichte mir eine wohlbehandschuhte Hand, an welche ich mich seltsamerweise als an etwas sehr Trockenes erinnere.

Solches aber sind jene Kleinigkeiten, die jedermann bei sich herumträgt, die allein aber – Hand aufs Herz! – das Große des Lebens ganz enthalten, wenngleich ungestalt noch und keines Namens würdig. Solches sind die Besitztümer vieler einsamer Menschen, und wenn einer aus der Stadt dort drinnen entronnen ist und in sein stilles leeres Zimmer kommt, das sich, so lange allein gelassen, nach allen Seiten gestreckt und gleichsam erweitert hat – dann tritt sein Eigentum näher zu ihm, aber nicht anders wie das Kind draußen vor der Glasscheibe, von dem ich früher sprach. Oft stellt sich einer, wenn er das Licht eingeschaltet hat, für Augenblicke ans Fenster – ‚nachdenklich‘, wie man zu sagen pflegt (aber er denkt in Wahrheit nicht das geringste). Sei der Ausblick nun eng oder weit: es sind immer die gleichen Lichter, die hier allabendlich erscheinen, in stillen Figuren, trüb oder scharf, oder in leuchtender Ausgespantheit. Es ist jedermanns irdischer Sternhimmel voll kranker Erdensterne, die ebenso blinzeln und zucken wie die himmlischen; und verschiedenen für Tausende einsamer Augenpaare aus Tausenden von Fenstern und sicherlich jedermann genauestens angemessen. Wer an das Fenster tritt, der tritt hier unter sein Gestirn; und gewiß wäre auch diese ferne und glimmende Ansprache aus dem Dunkel zu deuten, wenn wir's nur vermöchten. Da habe ich die Lichter der Landstraße, die zwischen die Hügel hinausläuft: sie sind das ‚Sternbild des Stabes‘. Dieses überstrahlend, gibt es noch mehrere nahe Sterne erster Größe. Dahinter rechts, fast unterm Horizonte, einen dichten Sternhaufen. Gerade gegenüber aber steht, in der Richtung, wo bei Tag ein großes Gebäude mit Turm zu sehen ist, meine ‚Cassiopeia‘, das ‚W‘ des Himmels; nein, hier das ‚W‘ der Erde.